

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 17 (1961)
Heft: 3

Rubrik: Dies und das

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Erklärung ist folgende: die hochdeutsche Aussprache kennt kurze und lange Selbstlaute. In der Regel werden die kurzen offen, die langen geschlossen gesprochen. Diese Regel hat zwei Ausnahmen: das a wird kurz und lang gleich, nämlich mitteloffen gesprochen; das ä soll auch lang offen gesprochen werden. Die a-Ausnahme ist noch unangetastet. Aber die vorgeschriebene offene ä-Aussprache ist gerade daran, überwunden zu werden; die offene ä-Aussprache ist deutlich im Rückgang begriffen und klingt heute schon un schön in gepflegter Sprache. Bei einer solchen Sprachentwicklung kann nicht die lebende Sprache einer Vorschrift angepaßt werden, sondern die Vorschrift hat sich der lebenden Sprache anzupassen.

Entschuldigen Sie meine ketzerische Ansicht. Sie ist das Ergebnis von Beobachtungen im deutschen Sprachunterricht während mehrerer Jahrzehnte. Es handelt sich um eine Geschmackswandlung in der deutschen Schriftsprache, die offene Laute vermeiden will. Beobachten Sie sich selber, andere Schweizer und Nichtschweizer aller Gegenden!

Dr. Karl Leu

Wir bitten unsere Leser, sich zu dieser Frage zu äußern. Die Schriftleitung.

Dies und das

Eine Chance den Ausländern

Wir gelten als sprachenkundig hier in der Schweiz, und wir sind stolz darauf. Und wir sind ständig bestrebt, unsere Sprachkenntnisse zu verfeinern. Jeder Fremdsprachige, der sich in unserer erreichbaren Nähe aufhält, ist uns daher unter anderm ein willkommenes Mittel zu diesem edlen Zweck. Wir sind so erfreut über die Möglichkeit, uns in der Fremdsprache mit ihm zu unterhalten, daß wir annehmen, der Fremdling sei es notwendigerweise ebenso.

Seit ich von den letzten Locarno-Ferien zurück bin, habe ich meine Zweifel. Wie manche wohlpräparierte Frage, die ich stolz auf italienisch anbrachte, wurde mir auf Schweizer- oder Schriftdeutsch beantwortet! Wer es erlebt hat, weiß, daß das wie eine kalte Dusche wirkt. Er weiß auch, wie dankbar eine echte (wenn auch nicht unbedingt kapierte) italienische Antwort eingeheimst wird. Warum halten wir eigentlich den Fremden, der unsere Sprache ja offensichtlich lernte (sonst würde er sich kaum in ihr versuchen), für bequemer? Warum antwortet dem Engländer auf seine akzentbehaftete Frage die Verkäuferin, die Serviertochter, der Hotelier, das Schweizer Mädchen usw. regelmäßig englisch? (Probably to show off... wie ich jetzt). Warum fangen wir nicht einmal an, auch den Touristen etwas Lernbegierde zuzugestehen, und antworten ihnen in der Sprache, in der sie fragen, nämlich in der unseren? Es braucht ja nicht gerade Dialekt zu sein. (Der Dialekt hat immer noch Zeit, dann nämlich, wenn sich der Ausländer bei uns ansiedelt.)

Ich finde, wir sollten da den Ausländern eine Chance geben.

(„Nebelspalter“ R. E.)

Die Romands und das Schweizerdeutsche

In der ersten Februarwoche veranstaltete die Gruppe Züri des Bundes für Schwyzertütsch einen gemeinsamen Abend mit der Union civique romande in

Zürich. Der bekannte Schriftsteller Dr. Edmond Rogivue sprach über die Einstellung der in der deutschen Schweiz lebenden Romands zu ihren deutschschweizerischen Miteidgenossen und empfahl ihnen, Schweizerdeutsch zu lernen, um zu einer bessern Kenntnis der Deutschschweizer zu gelangen, ihnen innerlich näher zu kommen. Das bedingt, daß der Deutschschweizer mit ihnen Mundart spricht, nicht Französisch, wie er es so gern tut, sei es aus Höflichkeit, sei es im Bestreben, sein Französisch zu üben und womöglich zu verbessern.

Steht das im Widerspruch mit der von uns im letzten Jahr gefaßten Entschließung, der Deutschschweizer möge im Verkehr mit Anderssprachigen nicht aus Bequemlichkeit oder Trotz Mundart sprechen, sondern Schriftdeutsch? Nicht unbedingt. Rogivues Forderung bezog sich nur auf Romands, die sich in der deutschen Schweiz für längere Zeit oder dauernd ansiedeln. Sie hat auch keine Gültigkeit für solche, die hier Schriftdeutsch oder Hochdeutsch lernen möchten und mit denen man also Schriftdeutsch zu sprechen gebeten wird.

In der Aussprache nach dem Vortrag wurde dann die Empfehlung, mit einem Welsehen Mundart zu sprechen, begierig aufgegriffen. Dem Deutschschweizer sei nicht zuzumuten, Schriftdeutsch zu sprechen, für ihn sei das nur eine leider nicht ganz zu entbehrende Hilfssprache. Erfreulicherweise trat dann der Obmann der Gruppe Züri, Dr. Bächtold, solcher Auffassung mit kräftigen Worten entgegen und stellte mit allem Nachdruck fest, Schriftdeutsch und Mundart seien die beiden Formen unserer Muttersprache, jeder Form seien wir in gleicher Weise verpflichtet. Wir dürfen solche Kundgebungen gerade von dieser Stelle mit Genugtuung und Dank zur Kenntnis nehmen. *H. Behrmann*

Getätigte Taten

Ich will wieder einmal ein Sprachprivatissimum tätigen. Viel lieber würde ich's machen und noch lieber es nicht machen, wenn's nicht nötig wäre. Es ist aber nötig und muß gemacht oder gehalten werden — ein Privatissimum wird gehalten, denen nämlich, die sich denken, sie könnten so weiter tätigen wie bisher, und sich einbilden, sie seien feine Leute, wenn sie nichts mehr machen, sondern tätigen und sich fein tätigen wollen vor denen, die nichts mehr machen. Sich fein machen wollen, will ich natürlich sagen. Sie sehen schon, wie ich aus pädagogischem Zorn und Sarkasmus so tue, als wäre ich auch ein feiner Mann, der heulen muß mit den Windtätigern des Papierdeutchs, die sich in der Weise unrühmlich betätigen, daß sie Einkäufe, Abschlüsse, Verträge, Geschäfte und so weiter tätigen. Daß es Tätigkeitswörter gibt, wie „einkaufen, abschließen, vereinbaren“ und so fort, mit denen man dies alles viel einfacher und besser ausdrücken kann, haben diese Leute in ihrem Taten-drang offenbar übersehen.

Hinter dem albernen „tätigen“ steht nur Firlefanz. Die Tat, wovon das Wort abgeleitet wird, ist — Tat! Sie soll ja sogar „im Anfang“ gewesen sein —, sie verliert Adel und Würde, ja sie wird um so leichter Un-tat, wie wir in jüngster Vergangenheit gesehen haben, wenn sie bloß so „getätigt“ statt getan (von tun) und verantwortet wird als getane Tat. Ein Tätiger wird Taten tun, es nicht als „tätigen“ verharmlosen, sondern verantwortend tun. Hat etwa Gott die Welt „getätigt“? Nein, er hat sie geschaffen oder gemacht. Wollte man ihm „tätigen“ nachsagen, dann enthüllte man die ganze Jämmerlichkeit dieser fein tun wollenden „Form“, die dem Geist der Sprache zuwider ist. Die Frucht eures Tuns ist die Tat. Sie verdorrt, wenn ihr euer Tun als „tätigen“ schon grün vom Baume des Machens abreist und sie als Tat ausgeben wollt. Seid tätig! Aber „tätigt“ nicht, sondern macht — tut etwas, und eine Tat

wird euer Tun segnen. Überlaßt es dem Macher aller Dinge, ob Tat aus eurem Tun und Machen wird.

W. M. Kranefeldt

Schweizer Stolz

Die ganze Landwirtschaft stellt aus.
Wo denn? In einem großen Haus.
Wo steht das Haus? Nun, in Berlin.
Gar viele wird es dorthin ziehn.
Was zeigt die Schweiz? Wo ist ihr Stand?
Von „Schweiz“ steht nichts — nur „Switzerland“!
Der alte Name nicht mehr gut genug?
Die „stolze Schweiz“ — ein Selbstbetrug?

(Landwirtschaftsausstellung in Berlin, Februar 1961)

Paul

Dahin, dahin...

Eine gräßliche, aber unglaublich beliebte Sprachformel, mit der namentlich das Amtsdeutsch sich spreizt, lautet etwa dahin: „Der Bundesrat antwortete dem Fragesteller *dahin*, daß ein Gesetzesentwurf an die Kantonsregierungen zur Vernehmlassung (der Schwester der verstorbenen Wissenlassung) zugestellt worden sei.“ „Das Schreiben lautete *dahin*, man möge noch zuwarten...“ „Die Erklärung des Regierungsrates lautet *dahin*...“ Meine Meinung geht dahin, man komme ohne dieses dahin aus, und es sei auch, weil ganz überflüssig und falsch verwendet, als Unkraut auszumerzen, wo immer man es antrifft. In den meisten Fällen kann man es einfach streichen, ohne daß etwas fehlt; dann und wann muß der Satz ein wenig anders formuliert werden.

E. Nägeli

Im Zweifelsfalle — das Richtige!

Sicher ist auch Ihnen, lieber Leser, schon aufgefallen, daß die sprechende Uhr am Telefon und am Radio der deutschen Schweiz im Wechsel deutsch und französisch spricht, ihre welschschweizerische Schwester aber ausschließlich französisch. Wer ist dafür verantwortlich? Weder Pontius noch Pilatus! Erkundigen Sie sich selbst! Es ist einfach so. Und ändern läßt sich das nicht? Nein, da müßte ja

eine neue sprechende Uhr angeschafft werden, und dafür haben „wir“, die Ämter und Halbämter, kein Geld. So bleibt nur noch ein Ausweg: eine öffentliche Geldsammlung! Doch halt! Gesetzt, wir hätten das Geld — was wollen wir nun kaufen? Für die welschen Mitbürger eine Uhr, die auch deutsch spricht, oder für uns eine Uhr, die nur deutsch spricht? Was meinen Sie, lieber Leser? Das Wort ist frei.

Kari vom Zytgloggeturm

(Die besten Antworten werden veröffentlicht und mit Preisen bedacht!)

Wie reimt sich das?

Es gibt eine Sorte von Mundartfreunden, die sich heftig darüber ereifern, wenn jemand „Butter“ statt „Anken“ sagt, nicht aber, wenn einer — es sind recht viele — „merci“ oder gar „merci beaucoup“, „excusez“, „pardon“ und dergleichen von sich gibt. Es scheint ihnen auch nicht unangenehm aufzufallen, wenn über Nacht aus dem „Kino“ ein „Ciné“ geworden ist. Wie reimt sich das? Warum soll ausgerechnet nur die „Verhochdeutschung“ ein Greuel sein? Diese einseitige Überempfindlichkeit ist offensichtlich etwas Krankhaftes, Blindheit auf einem Auge. Heilung könnte vom Lesen der Werke großer Schweizer Meister — Keller, Meyer, Spitteler, Federer, Inglin usw. — kommen. Sie

alle haben hochdeutsch geschrieben, und sie wußten Fremdes vom „Fremden“ zu unterscheiden. B. B.

Der Anfall

Ein mißbrauchtes, häßliches Wort ist der *Anfall*. In einem Bericht eines Lehrlingsamtes liest man: „Die geburtsstarken Jahrgänge werden den Lehrlingsanfall steigern“. Möchten die armen Lehrlinge vor diesem Anfall bewahrt werden! Ein Artikel über „die obstmarktischen Verhältnisse“ erschreckt uns mit der Voraussage: „Es ist ein außerordentlicher Pflaumenanfall zu erwarten.“ Man hätte schon Mühe, eine außerordentlich große Pflaumenernte zu verwerten, und wie soll man erst mit einem außerordentlichen Pflaumenanfall fertig werden! Stellt mir Pflaumenkompott auf den Tisch, Pflaumenkuchen oder gar Pflaumenkonfitüre, nur keinen Pflaumenanfall! Ob all diesen Pflaumen-, Zwetschgen-, Kartoffel- und Birnenanfällen, welche die Marktberichte schütteln, könnte man einen Erstickungsanfall erleiden. E. Nägeli

Schweizerische Nachwuchsshow

Ein Inserat verkündete am 4.2.1961: „Schweiz. Nachwuchsshow mit großem Ball. Präsentation: Heidi Abel...“ Ein prächtiges Wort: *Nachwuchsshow*. Warum nicht Schau? Und warum muß Heidi Abel die „Präsentation“ besorgen? (Einführung? Vorstellung? Begleitworte? Leitung?) W. K.

Zur Ableitung des Namens Leberberg (Jura) („Sprachspiegel“ 2/1960, S. 47)

Das Schweizerische Idiotikon gibt eine andere Erklärung. In III/976 wird bei Leber = Mergel gesagt: „Hieher gehört wohl auch der alte Name des Juragebirges.... Das Gestein ist entweder benannt nach der oft leberähnlichen Farbe oder dann nach der lockern, brüchigen Struktur.“ Ähnlich IV/1560.

Da ich selbst ursprünglich an eine Erklärung durch *lewer* = hügel gedacht hatte (Grimms DWB VI/852) fragte ich beim Idiotikon an und erhielt freundlicherweise sofort erschöpfende Auskunft: *lewer* ist von ahd. *hlêo* (Grab)hügel abgeleitet und bezeichnet kleine Bodenerhebungen, so daß es kaum zur Bezeichnung für einen ganzen Gebirgszug verwendet worden wäre. Schwerer noch wiegen aber lautliche Gründe: die heutige Aussprache weist allem Anschein nach ä (offenes e) auf, während wir bei der Herleitung von mhd. *lêwer* langes geschlossenes e erwarten müßten. Interessant ist, daß der Ausdruck „leberbergisch“ mancherorts noch lebendig ist. So gibt es in Solothurn noch die „Leberbergischen Samaritervereine“ (Bericht der Schweizerischen Lebensrettungsgesellschaft für 1959) und auch den Bezirk Lebern. Von den leberbergischen Ämtern sprechen noch Bücher gegen Ende des 19. Jahrhunderts, wenn sie den Berner Jura erwähnen. E. W. R.

Geringen Sügses...

„*Pro Succes*“, ein neues Versandhaus in der deutschsprachigen Innerschweiz, sieht sich gezwungen, in seinem Werbeprospekt die seltsame Aussprache seines Namens anzugeben: „Guten Tag, Pro Succes (sprich: Pro Sügses) ist ein Versandhaus für feine Büroartikel...“ Ein Leser schreibt zum Werbeprospekt dieses Unternehmens: „Geringen Sügses scheint die Volksschule beim Inhaber eines Bürowarengeschäftes in der Innerschweiz gehabt zu haben. Wie Gottfried Kellers John Kabys versucht er zwar, sich einen „höheren Anstrich“ zu geben: Erfolg heißt bei ihm eben Succes (sprich: Sügses)! Aber alles kann man doch nicht kauderwelsch sagen. Und schon rutscht ihm, indem er eine Brieftasche anpreist, der Satz hinaus, eine Hundertfrankenote habe darin Platz *ohne zu falzen*. Wer falzt eigentlich wen?“ P. B. W.